

# Wie Otto Roquette zum Dichter wurde

Mit Waldmeister aus Handschuhsheim auf dem Weg zum Ruhm

Dr. Ursula Perkow



Otto Roquette. Nach einer Photographie,  
gest. von A. Wegner, in Leipzig.  
(Aus Familienbesitz, vgl. Anm. 37)

Nachtigallen sangen in der Ferne, als am 19. April des Jahres 1824 — Ostermontag — der zweite Sohn des späteren Landgerichtsrats Louis Jean Roquette und seiner Frau Marie Antoinette, geb. Barraud, in Krotoschin (Provinz Posen) das Licht der Welt erblickte. In Angst und Sorge um den schwächlichen Neuankömmling, dessen älteres Brüderchen bereits verstorben war, rieb man ihm den Gaumen mit Rheinwein ein, um ihn „zum Leben zu nötigen“.<sup>1</sup> Familienmitglieder und Freunde deuteten später die poetischen Umstände dieser Frühlingsnacht als Prophezeiung. Denn ein Dichter war geboren: ein Dichter, dem ein „Rheinwein- und Wandermärchen“ zu frühem Ruhm verhelfen sollte.

Künstlerische Begabungen hatte ihm das Schicksal reichlich in die Wiege gelegt: Der Vater führte beim Liebhabertheater in Krotoschin Regie, stand der Bühne als Direktor vor und schrieb an einem eigenen Roman; die Mutter fertigte kunstvolle Handarbeiten, sang, spielte Gitarre, erzählte in der Dämmerstunde selbst erfundene Geschichten und bewies erstaunliches Geschick im Verseschmieden. Auf „Tausende“ berechnete der Sohn ihre mit Formgefühl und drolligem Humor geschriebenen Gedichte, voll Bewunderung gedenkt er seitenlanger Briefe, die ihr oft unwillkürlich in Versen aus der Feder flossen. Nimmt man zu alledem hinzu, daß Louis Jean Roquette als literarisch bewandeter Mann dem Jungen früh die Augen für die Welt der Dichtung öffnete, so scheint die Entwicklung vorbestimmt.

Von niemals fester Gesundheit, unter den Altersgenossen immer der Kleinste und Schwächste, nahm Otto Roquette als Kind an „wilderer Spielen“ wenig teil und suchte gern Beschäftigung für sich allein.<sup>2</sup> Ohne sich abzukapseln, fand er doch Genügen am einsamen Spiel in freier Natur, insbesondere aber drinnen im Haus bei seinem Tuschkasten und seinen Büchern. Rasch aufeinander folgende Ortswechsel der Familie durch die Versetzung des Vaters nach Gnesen und von dort gegen Ostern 1833 nach Bromberg verhinderten den Aufbau fester Beziehungen, die Abgrenzung gegenüber den polnischen Einwohnern des jeweiligen Wohnortes ließ ein „Heimatgefühl“ nicht aufkommen. Desto fester schloß sich der Familienkreis zusammen — die Eltern, die Geschwister, langgediente Dienstboten und die Großeltern in Frankfurt a. d. Oder, der Prediger der französischen reformierten Gemeinde Louis Roquette mit seiner Frau Louise Charlotte und allen Angehörigen.

Mit Bromberg verband der junge Roquette Erinnerungen<sup>3</sup> an „große Geselligkeit“ im Elternhaus, an Musikfeste des Gesangvereins, Hausmusik, und — an erste Theatereindrücke. Im Theater der Stadt gab es nicht nur Dilettanten-Aufführungen, bei denen der Vater wieder gelegentlich die Regie übernahm und die ältere Schwester schon kleinere Rollen erhielt, sondern man sah auch wechselnde Schauspieltruppen sowie als Gäste Berühmtheiten der damaligen Zeit. Dort erlebte er nach Etienne Nicolas Méhuls Oper „Joseph“ als zweites ein heroisches Ritterschauspiel — mit einem bösen Burgvogt, einer unglücklichen Waise in seiner Gewalt, einem mit Waffengerassel erscheinenden Befreier und einem dicken Knappen voller dummer Scherze — das Stück, das die Weichen für's Leben stellte: „Nun aber hatte der Theaterdämon auf mich Beschlag gelegt.“<sup>4</sup>

Aus getuschten Bilderbogen ausgeschnittene Figuren, an Weihnachten durch ein richtiges Puppentheater ersetzt, dienten dazu, den kleineren Geschwistern

vorzuspielen, was er gesehen hatte. Seine Rührung über Josephs Geschick, seine Empörung über den Burgvogt auch in ihnen wecken zu können, verschaffte ihm eine Weile Befriedigung, bis er zum Erfinden eigener Geschichten überging und diese — von Anfang an in gereimten Versen — zur Wiederholung der Aufführung niederschrieb. Ein zufällig herumliegendes Manuskript trug ihm eine Kränkung seiner Künstlerehre ein, da Tante Philippine die Blätter entdeckte, den im Nachbarzimmer versammelten Damen daraus vorlas und die Runde ein über das andere Mal zu schallendem Gelächter brachte. „Und gerade bei meinen ergreifendsten Situationen!“ Von da an hielt der damals Neunjährige seine „dramatischen Unternehmungen“ möglichst verborgen und spielte nur noch in Abwesenheit der Erwachsenen.

Die Gehversuche des Poeten, das Klavierspiel, sonstige musikalische Interessen und vorübergehend intensive Beschäftigung mit der Malerei wurden von den Eltern toleriert. Erst, als Otto den Entschluß verkündete, Maler werden zu wollen, schoben sie einen Riegel vor. Der Sohn war, schon dem Großvater zuliebe, zum Prediger bestimmt.<sup>5</sup> — In diesem Bewußtsein durchlief er das Gymnasium, während die Liebhabereien im Stillen weiterblühten, bis eine von ihnen die Oberhand gewann: „Mit fünfzehn Jahren fühlte ich den dichterischen Quell in mir gelöst [...] Lyrische Gedichte entstanden mit einemmal in Menge, und ich konnte nicht sagen, was die Veranlassung dazu gewesen. Sie waren aber plötzlich da.“<sup>6</sup>

Die Mißstände am Gymnasium in Bromberg<sup>7</sup> bewogen die Eltern, Otto einen Schulwechsel zu ermöglichen und ihn zu den Großeltern ins Pfarrhaus nach Frankfurt a. d. Oder zu schicken. Hier fand er gleichgestimmte Freunde<sup>8</sup> zur Unterhaltung und zu gemeinsamen Unternehmungen. Es bildete sich ein Gesangsquartett; und ein größerer Kreis „versemachender Kameraden“ übte sich in den verschiedensten literarischen Gattungen und Formen, wobei ein von fünf jungen Poeten gemeinsam konzipiertes, in fünf Akte geteiltes und pro Akt getrennt erarbeitetes Drama satirischer Art zum Hauptvergnügen wurde. Den vierten Akt verfaßte der spätere Mediziner Hermann Aubert, mit dem Roquette bis zu dessen Tod im Jahre 1892 freundschaftlich verbunden blieb. Sein Teil überstieg an Verrücktheit alles andere. „Denn der Dichter hatte sich an den Gang der Handlung gar nicht gekehrt, ließ den Helden nur einmal auftreten und wieder zur Tür hinauswerfen, bevor er zu Worte gekommen, und wirtschaftete mit so viel tollem Personal umher, daß Mitarbeiter und Zuhörer vor Lachen außer sich gerieten.“<sup>9</sup>

Lust und Zeit für „dergleichen Allotria“ ging verloren, je mehr sich die Reifeprüfung näherte. Und Roquette fiel es auf's Herz, daß er jetzt Farbe bekennen mußte, was die Berufswahl betraf. Obwohl der Pfarrkandidat des Großvaters sich alle Mühe gegeben hatte, ihn neben dem Unterricht am Gymnasium ein wenig auf den Weg eines Geistlichen vorzubereiten, hatte sich sein innerer Widerstand mit den Jahren nur verstärkt. „Die Theologie war mir durch die Theologen ausgetrieben worden; oder vielmehr, sie hätte mir ausgetrieben werden müssen, wenn überhaupt eine Neigung dafür in mir gewesen wäre.“

Glücklicherweise zeigte sich der Großvater, der „Patriarch“, bei der gefürchteten Unterredung unerwartet verständnisvoll, zündete gelassen die Pfeife an, klopfte

den Fidibus aus und entgegnete nach ein paar ruhigen Zügen: „Ja, mein Junge, wenn dir nicht danach ist, auf die Kanzel zu steigen, so mußt du es eben bleiben lassen! Du hast ja die freie Wahl! Mir ist alles recht. Mach das mit deinem Vater ab!“ Dieser erklärte sich mit der Abkehr von der Theologie einverstanden, äußerte jedoch Bedenken gegen Ottos Plan, stattdessen die Rechtswissenschaften zu studieren — eine Idee, geboren aus den Vorstellungen der Kameraden, die sich für dieses Fach entschieden hatten.

Da er selbst im Grunde zur Geschichte und Literatur hinneigte und ihm zudem die Enttäuschung der Mutter zu denken gab, sprach der Studienaspirant die Sache noch mit dem als Autorität verehrten Onkel Professor Christian Wilhelm Spieker durch, zuletzt Superintendent und Oberpfarrer an der Frankfurter Marienkirche. Dessen Antwort überraschte den Fragenden durch die treffende Analyse seiner Persönlichkeit: „Jurist wirst du niemals werden — das kann ich dich versichern! Zwar könntest du auch als Jurist allerhand treiben, was nicht in die Juristerei gehört. So habe ich vieles getrieben und geschrieben, was außerhalb der Theologie liegt. Aber du — bist eine wunderliche Poetennatur — na, leugne nur nicht! An der Nase sehe ich es dir an! Die hast du von deinen Eltern — nämlich beides, die Nase und die Poetennatur.“<sup>10</sup> Ohne ihm etwas Bestimmtes zu empfehlen, wies der alte Herr ihm doch einen Weg: „Aber trotzdem, daß du unter die Juristen nicht gehörst, laß dich nur vorläufig bei ihnen einzeichnen, und sieh dir unterdessen an, wie du zur Geschichte und Literatur gelangen kannst.“

In den schönen Herbsttagen zwischen Schulabschluß und Universität schrieb Roquette in Frankfurt ein Märchen nieder, das später noch einmal in neuer Gestalt Verwendung fand: als Grundlage für „Waldmeisters Brautfahrt“. Außerdem entwarf er eine Tragödie über Kaiser Heinrich IV., von der drei Akte vollendet waren, als er mit mehreren Frankfurter Freunden zum Wintersemester 1846/47 nach Berlin aufbrach.<sup>11</sup> Für den Sommer hatte ihm der Vater zugesagt, die Universität Heidelberg beziehen zu dürfen, doch vorerst sollte er aus familiären Gründen in erreichbarer Entfernung bleiben. Redlich mühte sich Roquette in Berlin, der Juristerei Geschmack abzugewinnen, bevor er sich auf die Suche nach einer Alternative machte. Dann aber hörte er in buntem Durcheinander Philosophie, Geschichte, einige naturhistorische Fächer, saß mit Hermann Aubert bei den Medizinerinnen, lauschte den Vorlesungen Franz Kuglers in der Kunstakademie und verblüffte das Personal der Königlichen Bibliothek durch unstillbaren Lesehunger. Allmählich kristallisierten sich seine Schwerpunkte heraus, so daß er in den Weihnachtsferien dem Vater gestand, er neige jetzt dem Historischen zu und erwarte in dieser Hinsicht viel von Heidelberg, mit Schlosser, Gervinus, Häusser und anderen Größen des Fachs.

In der Freizeit nützten die Freunde Roquette und Aubert das kulturelle Angebot der Stadt. Theater, Oper und Konzert bescherten ihnen beglückende Erlebnisse, durch die Vorfriede und durch genußvolle Nachgespräche in einer kleinen Weinstube jeweils mehrfach ausgekostet.<sup>12</sup> An einem solchen Abend kam im Nachklang einer Aufführung die Rede auf Roquettes dramatische Versuche, und es entstand der Plan, das Urteil des später als Kritiker weitbekannteren Julian Schmidt einzuholen. „Heinrich IV.“ wurde mit der Bitte um Begutachtung an

den Mann gebracht und — nach wochenlanger Wartezeit in aller Freundlichkeit vernichtend kommentiert: Roquette müsse ja selber wissen, welche Shakespeare-Stücke er beim Schreiben vor Augen gehabt und welche Szenen er nachgeahmt habe, sagte Schmidt; und er gab dem Tragödiendichter zu verstehen, wie im „König Lear“ und in den Königsdramen dies alles viel besser sei als in seinem „Machwerk“. Damit traf er den richtigen Ton. Denn sein junger Besucher besaß neben einem gehörigen Maß von Selbstkritik die Gabe, aus berechtigtem Tadel zu lernen.

Wie sonst wenige feilte er an seinen Entwürfen, griff Halbvollendetes nach Jahren wieder auf, goß Fertiggelassenes in neue Form oder ließ Gedrucktes in völlig umgestalteter Neuauflage wieder hinausgehen. „Doch wenn das Leben, wenn die Welt/ Enttäuschung lehrt den jungen Dichter, / Läßt gern er fallen, was da fällt, / Und macht sich selbst zu seinem Richter“. Diese Strophe aus den Eingangswersen seiner „Gedichte“, der 1859 erschienenen „zweiten, durchaus veränderten und vermehrten Auflage“ des „Liederbuches“ von 1852, charakterisiert seine Vorgehensweise, und der Vergleich zeigt, daß manches dem Rotstift geopfert worden war; darunter das „Abschiedslied“, gesungen am 24. Februar 1848 in Ziegelhausen bei Heidelberg.<sup>13</sup> Mitunter stellten sich Zweifel und Unbehagen — selbst bei günstig aufgenommenen Werken — nach der Veröffentlichung ein und brachten dem Autor dann „unglückliche Stunden“. Viele seiner „um des Erwerbes willen“ geschriebenen Novellen schienen ihm im Rückblick geradezu widerwärtig, und nur ein Bruchteil seiner Arbeiten befriedigte ihn ganz. Unzählige, mitunter sehr umfangreiche Manuskripte wanderten in den Ofen. — „Heinrich IV.“, Roquettes erste Tragödie, teilte dieses Schicksal. — Doch nie nahm ihm die Verurteilung einzelner Arbeiten den Drang zum Schreiben, und auch das deprimierende Gespräch mit Julian Schmidt entmutigte ihn nicht.

Während der in Frankfurt a. d. Oder verbrachten Osterferien entstanden Teile eines Dramas über Kaiser Heinrich I., mit einer schönen Nixe Frau Ilse, als Stoff zu einem erzählenden Gedicht „Herr Heinrich“ Jahre später wieder aufgetaucht; eine Novelle „Orion“ wurde ziemlich weit gefördert. Daneben ergriff ein Thema von ihm Besitz, das ihn mehr als zwei Jahrzehnte beschäftigen sollte: das Märchen vom „Gevatter Tod“. Bei den verschiedensten Gelegenheiten stückweise ausgeführt, wieder verworfen und zeitweise ganz aufgegeben, avancierte das Stück zu seinem „Lieblingswerk“ und wurde im September 1871 in einer gemieteten Studentenbude in Heidelberg zum Abschluß gebracht: In der Nähe des Riesensteins, mit Blick auf die Wipfel der Edelkastanien den Berg entlang bis zum Schloß, empfand er in diesen regnerischen Wochen noch einmal die „Stimmung des ersten beglückenden Gelingens“. Aus einer Menge von Skizzen und Fragmenten wählte er die älteste Version als Grundlage — seltsam berührt durch den Zufall, der ihn das Werk gerade an dem Ort vollenden ließ, wo er vor 24 Jahren in der Freude erwachenden dichterischen Bewußtseins den „Gevatter Tod“ zusammen mit „Waldmeisters Brautfahrt“ wochenlang mit sich herumgetragen und wechselweise bearbeitet hatte. Im Oktober 1872 zum Druck vorbereitet und mit einer Widmung an den kurz zuvor verstorbenen Jugendfreund Friedrich Eggers versehen, der an der Entstehung lebhaft Anteil genommen hatte, erschien das Gedicht Anfang 1873.<sup>14</sup>

Mit einer Vorstufe des „Gevatter Tod“ im Gepäck begab sich Roquette im April 1847 von Frankfurt a. d. Oder nach Dresden, um von dort mit Hermann Aubert nach Heidelberg zu starten. Wunderbare sonnige Frühlingstage, gekrönt durch die Besuche in der Gemäldegalerie und eine Aufführung von Glucks „Iphigenie in Aulis“, schienen wie eine Vorahnung dessen, was in der Ferne leuchtend vor ihnen lag.<sup>15</sup> Die Weiterreise im Postkutschwagen, der winterliche Thüringer Wald, der gemeinsame Weg mit dem Hamburger Kaufmannssohn Karl Mertens aus Heidelberg mit dem blau-weiß-goldenen Band und der blauen Mütze der „Teutonia“ ab Eisenach; die Eisenbahnfahrt ab Frankfurt a. Main, die blühende Bergstraße im Sonnenschein, und dann endlich — Heidelberg! — Kaum im „Ritter“ einquartiert, eilten Roquette und Aubert zum Schloß, um vom Altan aus das Bild der Stadt am Fluß in sich aufzunehmen. Es war, so schreibt Roquette, „eine Stimmung zum höchsten Lebensjubiläum, zur Freude, daß ich dieses Stück Schönheit der Welt nun für lange Zeit so gut wie mein eigen nennen sollte, um darin glücklich zu sein.“<sup>16</sup>

Als sie abends in den „Ritter“ zurückkehrten, erwartete sie Karl Mertens mit einer Einladung auf die Teutonenkneipe. Fest entschlossen, gar keiner Verbindung beizutreten, folgten die Freunde der Aufforderung trotzdem „gradswegs“. Sie fanden in ihren Gastgebern eine der „Geselligkeit und Kameradschaft“ verschriebene Schar vorwiegend von Norddeutschen, Hamburgern, Mecklenburgern und „anderen Niedersachsen“, einigen Ostpreußen und Schlesiern sowie vereinzelt Bayern, Badenern und Schweizern. Die Teutonen legten wenig Wert auf äußerliches Zeremoniell und hatten damals noch nicht einmal geschriebene Statuten. Keine politische oder sonstige Tendenz vertretend, ließen sie den Mitgliedern jede Entfaltungsmöglichkeit und boten sowohl hierin als auch in ihrer landsmannschaftlichen Zusammensetzung eine Mischung, wie sie „der Jugend nicht besser zu wünschen ist“.<sup>17</sup> Die Aussicht auf die zu wissenschaftlicher und literarischer Unterhaltung angesetzten Gemeinschaftsabende sprach die beiden Frankfurter besonders an. Daß sich anderntags zwei Teutonen bei der Wohnungssuche behilflich zeigten, fiel als weiterer Pluspunkt ins Gewicht, und ein Nachmittagsausflug mit dem Dampfschiff nach Neckarsteinach mit mehreren „Blauen“ gab den Ausschlag: Gut acht Tage nach der Ankunft in Heidelberg waren Roquette und Aubert ungeachtet ihrer Vorsätze unter die Teutonen aufgenommen.

Am 28. April 1847 ließen sich beide immatrikulieren. Da die Mehrzahl der Verbindungsbrüder die Rechte studierte und viel zum Ruhm der Fakultät berichtet wurde, versuchte Roquette noch einmal, sich diesem Fach zu nähern. Doch die Historiker — der in diesem Semester die Geschichte und Literatur des 18. Jahrhunderts behandelnde „gewaltige F. C. Schlosser“ voran — behaupteten das Feld: Obwohl für Jura eingeschrieben<sup>18</sup>, entschied er sich endgültig für Geschichte und deutsche Literatur. In einigen Sätzen schildert er die für ihn wichtigsten Dozenten: Friedrich Christoph Schlosser mit „schneeweißem Gelock“, gebogener Nase, hellen, durchdringend blickenden Augen und einem Vortrag, der an Lebhaftigkeit seinesgleichen suchte; Ludwig Häusser mit glänzenden, ohne jede Vorlage gehaltenen Vorlesungen über deutsche Geschichte und Literatur des Mittelalters sowie über die französische Revolution, ein Magnet für die Massen;

den diesem gegenüber fast nüchtern über die Reformationszeit lesenden Karl Hagen, bestechend durch seine sorgfältige Art der Quellennachweise; endlich den jungen Privatdozenten Hermann Hettner, der — eigentlich Archäologe — mit seiner Vorlesung zur neuesten Literatur starken Zulauf fand und dem Roquette im Lauf der Zeit persönlich näher kam.

Als „Besonderheit des akademischen Körpers“ hörte man ab und zu Karl Eduard Morstadt, den „erstaunlichsten Zyniker auf dem Katheder“.<sup>19</sup> Der „burleske Humor“ seiner Gehässigkeiten vor allem gegen Mittermaier übte eine gewisse Faszination aus, doch „wer nicht durch das Fachstudium an seine Vorträge gebunden war, hielt es nicht lange bei ihm aus“.

Neben ihrem Studium genossen Roquette und Aubert, die bei Rotgerbermeister Peter Beck in der Schulgasse C 258 und bei Kostgeberin Witwe Bussemer in der Ingramstraße C 234 Quartier gefunden hatten<sup>20</sup>, das „harmlos lustige Studentenleben“. Auf kaum erschlossenen Kletterpfaden kämpften sie sich zum Königstuhl und zur Molkenkur, wo damals noch die Mauerreste des „alten Schlosses“ zu sehen waren, sie streiften durch die Ruinen des kurfürstlichen Schlosses und turnten im Ottheinrichsbau herum, um zu den höchsten Punkten zu gelangen oder in den leeren Fenstern des obersten Stockwerks sitzend das Leben zu ihren Füßen im Hof zu betrachten. Oft erkundete Roquette allein mit seinem „antiquarischen Wegweiser“ in der Hand die Paläste, in Gedanken mit dem Plan zu einer Tragödie befaßt, die hier spielen sollte. Mehr verrät er darüber nicht. „Sie kam glücklicherweise nicht zur Ausführung.“<sup>21</sup>

Ausgedehnte Fußwanderungen, selten auch mit Eisenbahn und Dampfschiff, führten fröhliche Gruppen von Studierenden in Gemeinschaft auch außerhalb der Verbindung durch das Neckartal, den Odenwald oder nach Schwetzingen. Für Pfingsten stand eine zehntägige Schwarzwaldfahrt auf dem Programm, die für Roquette jedoch ins Wasser fiel, da er mit Halsentzündung und Fieber das Bett hütete. Später versuchte er, sich durch kleinere Ausflüge schadlos zu halten, und — er dichtete wieder: „Dieser Sommer brachte mir eine unendliche Anregung. Die Liederlust erwachte jetzt erst in mir, und nicht gering ist die Anzahl von kleinen Liedern, die in dieser Zeit entstanden.“ Vieles davon ging später in „Waldmeisters Brautfahrt“ ein, zum Teil in Heidelberg nicht nur als Text verfaßt, sondern auch zu selbst erfundenen Melodien im Freundeskreis zur Gitarre gesungen, nachdem er mit einem in der Teutonenkneipe entdeckten Instrument heimlich Unterricht genommen hatte.

Wie bei den ersten Schritten im dramatischen Metier, so scheute er jetzt davor zurück, sich anderen gegenüber zu seiner Lyrik zu bekennen. Er behauptete beim Vortrag, den Namen des Verfassers nicht zu wissen, schrieb die Melodien einem beliebigen Komponisten zu und brachte manches eigene Werk als „altes Volkslied“ auf den Weg. Früh fand er ein Forum in Handschuhsheim beim Ochsenwirt Johannes Brunner<sup>22</sup>, wo ihm eines Abends die älteste Tochter Felicitas — die damals kaum 22jährige „Felix“ — eine Gitarre in die Hand drückte mit der Aufforderung, ihnen etwas vorzutragen. Es war eine der seltenen ruhigen Stunden in der umtriebigen Herberge mit Schlächtereier, Wirtsstube, Ausspann und Weinschank; der Regen rauschte, und ein interessierter Zuhörerkerkreis scharte

sich um den Studenten. Bald stimmten die Felix, die jüngere Schwester Barbara („Babet“ oder „Bawett“) und die kleineren Geschwister in den Gesang mit ein, und Roquette durfte erleben, daß seine Lieder „über das Haus hinaus im Dorfe weiterklangen“.<sup>23</sup>

Im „Roten Ochsen“, Lieblingstreffpunkt der Studenten vor allem aus dem Norden Deutschlands, und zwar von denen, „welche nicht immer und überall in Glacé-Handschuhen einhergingen“, fühlte er sich wohl; hier ließ er sich im Sommer oft unter den Nußbäumen im Garten das Mittagessen auftragen, und im Winter war ihm zuweilen selbst bei Regen und Schnee der Weg nicht zu weit, um zu einem einfachen Mahl in Handschuhsheim zu gelangen. Frohe Erinnerungen knüpften sich an die gemütliche Stube mit den schweren Holztischen und bänken und den Silhouetten anderer „Musensöhne“ an den Wänden. Die Felix, später als Studentemutter „Tante Felix“ in ihrer rauhen Fürsorglichkeit Generationen zum Symbol der Jugendzeit geworden, führte schon damals das Regiment in der Gaststube, während Mutter und Vater im Hintergrund wirkten. In bäuerlicher Landestracht bedienend, sorgte sie für Ordnung und verschaffte sich nötigenfalls mit tiefer, fast männlicher Stimme energisch Respekt. Und wie sie zuzuhören verstand! Die bloßen Arme auf den Tisch gelegt, saß sie auf der Bank, fragte nach dem Woher und Wohin, nach Eltern, Geschwistern und Verwandten — und sie behielt alles so gut im Gedächtnis, daß sie sich bei späteren Begegnungen nach dem Wohlergehen einzelner Familienangehöriger erkundigen konnte. Hatte sie einmal Zuneigung gefaßt, so erzählte sie auch lebendig von ihrem eigenen Hausstand und sich selbst, mit einem Humor, der Roquette ganz für sie einnahm.<sup>24</sup> Dem uns unter anderem durch Emil Reimold<sup>25</sup> vertrauten Bild der Felix fügt Roquette durch seine Erzählung sonst unbekannt Facetten bei: An Stelle der bärbeißigen Charaktergestalt der siebziger und achtziger Jahre sehen wir hier die bei aller derben Geradheit feinfühligere junge Frau, in Heiterkeit und Ernst gleichermaßen liebenswert. Das Mundwerk auf dem rechten Fleck, schlagfertig und klug, nahm die Gastwirtstochter ihren Platz zwischen den etwa gleichaltrigen Akademikern mit derselben Selbstverständlichkeit ein wie später „Tante Felix“ den um so viel Jüngeren gegenüber. Nur lockerer, leichter ging es zu; und die Felix jener Tage war auf eine intimere, kameradschaftlichere Weise eingebunden in die Schar ihrer Gäste.

Wer wäre je auf die Idee gekommen, die resolute Ochsenwirtin reiferer Jahre zu ihrer Meinung über Literatur zu befragen? Ein eigener Zauber geht deshalb von den Ereignissen aus, die Roquette als „Experiment“ seiner Freunde beschreibt: Zunächst hatte man nur daran gedacht, der Felix die „Dorfgeschichten“ des damals mit seiner jungen Frau in Heidelberg lebenden Dichters Berthold Auerbach zu lesen zu geben. Doch als sie den Band nach einer Weile ohne den erwarteten Beifall zurückgab, erwachte die Neugier, was sie überhaupt mit Dichtung anzufangen wisse. Jemand verfiel auf Shakespeare, und ungeachtet der Einwendungen Roquettes brachte man ihr eines Tages den „Hamlet“ mit. Auch diesmal lieferte sie das Buch nach geraumer Zeit wieder ab, ohne daß man erfuhr, ob sie hineingesehen hatte. Bis eines Tages im Herbst — die Freunde saßen im „Roten Ochsen“ mit Familienangehörigen des Wirts in einem oberen Saal und fädelten die frischen Tabaksblätter zum Trocknen auf Schnüre auf — die Felix alle mit

einem wunderlichen Auftritt überraschte: Sie entfernte sich leise aus der Gruppe der Arbeitenden, um einige Minuten darauf wieder zu erscheinen, mit Kränzen von Tabaksblättern auf dem Kopf, um die Schultern und den Gürtel, die Gitarre in der Hand. „Ophelia!“ klang es kläglich durch den Raum. Beifall, Gelächter kam auf — und ohne ein weiteres Wort verschwand sie hinter der Tür.

„Zum Verlieben eigentlich nicht eingerichtet“ und nach eigenem Bekunden „wiescht“, gewann die Felix die Herzen durch ihre „gute unverfälschte Natur“. Roquette sah sich durch sie zu einem seiner Lieder angeregt.<sup>26</sup> Da ihm „Felix von Handschuchsheim“ als Kehrreim nicht behagte, sang er „Margreth am Thore“. Sie hörte es von ihm, ohne es auf sich selbst beziehen zu brauchen. „Das beste Bier im ganzen Nest“, von Margreth unter einer Linde vor dem Haus mit kühlem Schaum kredenzt, ein Besucher bei Mondschein und Sternenglanz; die austauschbaren Versatzstücke bleiben farblos und machen kaum verständlich, weshalb Generationen von Heidelberger Studenten nach Handschuchsheim zur Felix pilgerten. Der Historiker Eduard Heyck<sup>27</sup>, als Primaner begeisterter Leser von „Waldmeisters Brautfahrt“ und als Heidelberger Frankone 1881-1883 Gast im „Roten Ochsen“, bringt es klarer zum Ausdruck: „Es gibt oder vielmehr es gab eine heitere, frühlingsschöne Welt, deren Existenz an sich nicht das Verdienst einer einfachen Dorfwirtin sein konnte, deren Träger indessen — und zwar einzig geeigneter Träger - oder Trägerin — die Felix war.“ Ihre „europäische Meisterschaft im Bowlenmachen“, zurückgeführt auf die ursprünglichste Form dieser Kunst, die Zubereitung der Mai- oder Waldmeisterbowle, gehörte untrennbar mit dazu: Der „feine Waldmeisterhauch, der um den Namen ‚die Felix‘ schwebt“, symbolisiert für ihn alle Jugendseligkeit. Aus eben dieser Stimmung lebt das „Märchen“, das hier wieder aufgenommen wurde und als „Waldmeisters Brautfahrt“ seine endgültige Gestalt erhielt. Die „Maiengruß“ überschriebene Einleitung könnte ebenso gut auf den „Roten Ochsen“ und die Felix zugeschnitten sein wie „Margreth am Thore“: Der Erzähler findet, den Wandergefährten vorausgeeilt, am Abend die Herberge. „Schon harrte unter frühlinggrünem Laub / Duftenden Maiweins voll gewicht'ge Schale. / Die Reben schüttelten den Blütenstaub, / Und dunklen Fittichs zog die Nacht zu Tale.“ Mitten in der Schilderung der Schönheit der Nacht mit fast schon sommerlich-schwüler Wärme, Nachtigallensang, Blütenduft und Wetterleuchten, springt er über zu den Gestalten seiner Phantasie: „Wo war ich plötzlich! — Aus den blüh'n den Reben / Stieg elfengleich ein zauberhaft Gebild, / Und rings umher, und über mir, und neben, / Von luft'gen Geistern ist das Laub erfüllt, und aus dem duft'gen Bad goldhellen Weins, / Die Tropfen schüttelnd, all die Kräutlein sprangen, / Gestaltenreich wie jene, und mit Eins / Waldmeister sich und Rebenblüt' umschlangen.“<sup>28</sup>

Nicht geringen Anteil am Entstehen des „Waldmeister“ hatte eine Rheinreise in den Sommerferien mit dem Hamburger Kaufmannssohn Karl Leo, Heidelberger Teutone wie Roquette und später Syndikus der Hansestadt, durch ein vom Vater zugesandtes „Extrasümmchen“ überraschend möglich gemacht.<sup>29</sup> In mehreren Tagesfahrten zogen sie zunächst das linke Rheinufer hinab bis Köln, um auf der rechten Seite, unter mehrfachem Wechsel über den Strom nach drei Wochen zurückzukehren. In Heidelberg angelangt, nutzte Roquette die ruhige Zeit der Abwesenheit seiner in den Alpen wandernden Freunde, um das Erlebte zu ver-

arbeiten — „trunken von frohen Eindrücken, den Kopf durchschwirrt von werdenden Liedern, voll von dichterischen Plänen.“ Stimmungen und Situationen der Reise wurden in „Waldmeisters Brautfahrt“ verwoben. Mit Bleistift schrieb Roquette in ein kleines Notizbuch, was ihm in den Sinn kam. „Die Freuden, welche ein erwachendes dichterisches Bewußtsein in der jungen Brust erweckt, zugleich mit dem Gefühl des Gelingens, sind nicht zu schildern.“

Neben dem „Waldmeister“ stand der „Gevatter Tod“ im Mittelpunkt seines Denkens. Wie jener auf einem schon früher behandelten Stoff basierend und gleichfalls im Milieu akademischen Treibens beheimatet, vertrug sich der düstere Geselle für eine Weile recht gut mit dem heiteren Gegenstück in derselben Wandertasche; dennoch gedieh nur der „Waldmeister“ zum größeren Teil, während der „Gevatter Tod“ noch fast ein Vierteljahrhundert bis zur Vollendung benötigen sollte.<sup>30</sup>

Als Zwischenspiel entstand eine dorfgeschichtliche Novelle nach einem Vorfall, den jubelnde Mädchen dem Dichter bei einem seiner Besuche in Handschuhsheim erzählten: Ein wegen seines rohen Betragens allgemein unbeliebter Schriesheimer Bursche „Peter“ — so von Roquette genannt — hatte sich als in Mannheim stationierter Soldat während eines Urlaubs im Heimatort auf dem Tanzboden so viel zu Schulden kommen lassen, daß die Tänzerinnen eine Straffaktion beschlossen. Von ihren im Hintergrund versteckten Freunden bewacht, lauerten sie dem Missetäter auf, als er eines Abends angetrunken des Weges kam, prügelten ihn durch und zogen ihm die Uniformjacke aus. Unter großem Hallo kamen jetzt die Burschen dazu, man steckte die Montur auf eine Stange, und mit diesem Siegeszeichen ging es im Triumphzug durch das Dorf. — Die Felix und die Babet gönnten dem Peter die Schmach und verbreiteten die Geschichte mit Vergnügen. Innerhalb weniger Tage schrieb Roquette die Novelle nieder, die aber einer seiner Vernichtungsaktionen zum Opfer gefallen sein muß. Als sich der Siebzjährige ihrer entsann, wußte er weder über ihren Titel noch über ihren Verbleib etwas zu sagen und äußerte die Hoffnung, sie mit anderem ins Feuer geworfen zu haben. Unter literarischen Arbeiten und unsystematisch betriebenen Studien verging die Zeit, bis die Alpenwanderer zurückkehrten, begierig auf weitere gemeinsame Unternehmungen. Die Pfalz mit ihren Bergen, Waldtälern und dem wunderbaren Wein wurde ein beliebtes Ausflugsziel. — Ein prachtvoller Herbst löste den Sommer ab und „brachte über das Neckartal jene Farbenpracht und jenen klaren Luftstimmungen, welche diesen an sich schon entzückenden Landeswinkel in neue Herrlichkeit kleideten“.<sup>31</sup> Alles lockte zur Ausdehnung der Ferienlust, doch die Pflichtbewußteren wie Hermann Aubert, in dessen Quartier bei der Witwe Bussemer jetzt auch Roquette sich eingemietet hatte<sup>32</sup>, mahnten zur Arbeit. Man richtete sich auf das Wintersemester ein.

In der Zeit der längeren Abende schloß sich die Verbindung noch enger zusammen, wobei die Kneipe Ersatz für den fehlenden und in Heidelberg selten zustande kommenden Familienanschluß bot — als Ort der allgemeinen Versammlungen am Samstag bei Gesang und Getränk ebenso wie als Gesellschaftsraum für Unterhaltung und Veranstaltungen aller Art. Geistige Anregung vermittelte die Museumsgesellschaft, der die Mehrzahl der Teutonen beigetreten war und die in dem reich ausgestatteten Lesezimmer neben Zeitschriften in sämtlichen

europäischen Sprachen die neuesten Werke der Literatur zur Verfügung stellte.

In den Herbst 1847 dürfte der Beginn der Lebensfreundschaft mit Karl Flemming fallen. Sohn eines angesehenen, auch dichterisch produktiven Arztes in Schwerin, am 14. Oktober 1846 als Jurist in Heidelberg immatrikuliert und seit dem Frühjahr 1847 bei der Teutonia, war Flemming Roquette zwar schon länger bekannt, jedoch wie vielen anderen durchaus nicht sympathisch. An Menschenkenntnis wie an allgemeiner Bildung seinen Kommilitonen weit überlegen, ließ er es nicht an Bemerkungen über ihre Mängel hierin fehlen. Schwer gewöhnte man sich an seine satirisch nörgelnde, schulmeisterliche Redeweise. Auf Roquette schien er es besonders abgesehen zu haben: „Alle Augenblicke mußte ich von ihm hören, was es für ein Unglück sei, um so einen jungen Dichter, aus dem nichts Gescheites werden könne.“<sup>33</sup> Doch als Roquette begann, dem Spötter mit gleicher Münze heimzuzahlen, führte die „dauernde Katzbalgerei mit schnöden Reden“ zu einem immer engeren Verhältnis, bis ihm endlich Flemming neben Aubert am nächsten stand. Dennoch mochte er auch ihn, der seine literarischen Interessen teilte, nicht in sein Innerstes blicken lassen, wo der „Gevatter Tod“, „Waldmeisters Brautfahrt“ und seine Lyrik langsam reiften.

Ludwig Häußers Vorlesung im Winter über die deutsche Geschichte im Mittelalter regte ihn zu einer historischen Tragödie „Ludolf von Schwaben“ an, die den Vater-Sohn-Konflikt zwischen Ludolf und Kaiser Otto I. behandelte. Anders als sonst drängte es den Dichter diesmal, sich den Freunden mitzuteilen. Nachdem ein Gespräch mit Flemming bei einem winterlichen Ausflug zur Stiftsmühle ihm sein bis dahin gehütetes Geheimnis halb ungewollt entlockt hatte, kam der Stein ins Rollen. Aubert und Flemming hörten einige Tage später „mit der Geduld von Märtyrern“ die mehrstündige Lesung des „Ludolf von Schwaben“ an, äußerten freundliche Teilnahme und rieten zur Einsendung beim Theater. Da sie aber in dramaturgischen Dingen nicht erfahrener waren als er selbst, faßte er den Entschluß, das Werk dem Hofrat und Professor Georg Gottfried Gervinus vorzulegen. Klopfenden Herzens wanderte er mit dem Manuskript über die Brücke zum anderen Neckarufer, wo der bewunderte Verfasser der fünfbändigen „Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen“ in der Neuenheimer Chaussee im Hause des Maurermeisters Meeser wohnte.<sup>34</sup> Gervinus empfing ihn mit Verwunderung, da er seit Einstellung seiner Vorlesungen von Studenten nicht mehr aufgesucht zu werden pflegte, hörte sich das stotternd vorgebrachte Anliegen an und — wimmelte ab. Ohne einen Blick in das Manuskript zu tun, setzte er sich nieder und verfaßte ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den Verlagsbuchhändler Friedrich Daniel Bassermann in Mannheim. Dieser, derzeit Leiter des Theaters in Mannheim, verstehe sehr viel mehr von der Sache als er selbst.

Trotz der Genugtuung darüber, einige Minuten mit dem von vielen so verehrten Lehrer gesprochen zu haben, trat Roquette den Heimweg mit zwiespältigen Empfindungen an. Bassermann galt als grober Patron und war erst jüngst wieder wegen rüder Zurückweisung des Dramas eines Heidelberger Privatdozenten in aller Munde. Ihm sollte er seinen „Ludolf von Schwaben“ vorlegen? Endlich überwand er sich, fuhr nach Mannheim und ließ sich bei Bassermann melden. Dieser warf einen geringschätzigen Blick auf das Päckchen Papier, ließ sich nach

Lektüre des Briefes bestätigen, daß Gervinus das Stück gar nicht gelesen habe, und beendete die Audienz: „Dann nehmen Sie es nur wieder mit. Von Studenten verfaßte Stücke kann ich nicht brauchen!“<sup>35</sup> Obwohl Roquette im Rückblick meint, dem „Ludolf“ wäre es auch nicht besser gegangen, wenn Bassermann ihn gelesen hätte, saß der Stachel tief. Er legte das Werk vorläufig beiseite.

Die Vorbereitungen für die Weihnachtsfeier im Kreise der Teutonen lenkten ab, und den Abend selbst genoß er unbeschwert als einen der „fröhlichsten des Jahres“. Der geschmückte Tannenbaum, der Austausch der meist mit gereimter Widmung versehenen Geschenke, die „bubenhafte verrückte“ Ausgelassenheit blieb vielen unvergesslich, und mancher hielt in Erinnerung daran ein Andenken in Ehren — wie Roquette die kurze Pfeife mit dem Schattenriß Auberts, die er noch als Siebzigjähriger besaß. Dem Nichtraucher mit einem „entsetzlichen Widerwillen gegen Pfeifen“ als freundschaftliche Neckerei überreicht, trug sie die Schuld, daß er das Rauchen allmählich lernte. Denn um zu zeigen, daß er es könne, wenn er es wollte, zündete er sie zuweilen an und kam so einigermaßen in Gang damit. „Es hat aber noch Jahre gedauert, bis es mir zur Gewohnheit wurde.“

Ein frühlingshafter Februar ließ den jugendlichen Frohsinn der Teutonen überschäumen. Selbst die Freunde, die sich sonst so lebhaft „auf geistigem Gebiet tummeln“<sup>36</sup> und unter anderem gerade damit beschäftigt waren, einander gegenseitig mit den Dialektliteraturen der eigenen engeren Heimat vertraut zu machen, fielen durch allerhand Unfug auf.

Einer ihrer tollsten Streiche blieb für sie ohne Folgen, da man die Täter nicht entdeckte: die Sache mit dem Waffelbäcker, den sie zwischen ein und zwei Uhr morgens in seinem Wohn-, Schlaf- und Backstubenwagen entführten, in wildem Jagen durch die Hauptstraße zogen und außerhalb der Stadt auf der Chaussee nach Rohrbach absetzten. „Solidere Leute“ wie Flemming und Aubert waren hierbei ebensowenig mit von der Partie wie bei dem „nächtlichen Ständchen“. Diese weit harmlosere Geschichte, ein Geburtstagsgruß mit Gitarrenbegleitung vor dem Hause eines Kommilitonen, kam die Beteiligten teurer zu stehen. Denn unglücklicherweise befand sich ein Schweizer unter ihnen, dem seine „unerhörte, ganz fürchterliche Stimme“ nicht von ungefähr den Spitznamen „der Stier von Uri“ eingetragen hatte. Dieser überdröhnte plötzlich mit gewaltigem Baß die Tenöre, „mit einer Art von Geheul alles um sich her niedersingend“. Vergebliche Bemühungen, den immer mehr in Eifer Geratenden zur Ruhe zu bringen, der am Ende allein weiterheulte, während sich die anderen vor Lachen ausschütteten. Ein Piff, die Stimme eines Nachtwächters, schließlich eine Ansammlung mehrerer Nachtwächter und ein beinahe in ein Handgemenge ausartendes Wortgefecht. Die Delinquenten wurden namentlich erfaßt und einige Tage später durch das Universitätsgericht mit einem Vermerk für das Abgangszeugnis belegt. Roquettes Vater sah den Satz in der Rubrik „Betragen“ mit „humoristischem Gesicht“<sup>37</sup>, und beinahe ein Jahrhundert nach dem Tod des Dichters amüsierten sich Verwandte königlich, als sie in den Promotionsakten des Dichters in Halle a. d. Saale den Eintrag „Wegen nächtlicher Ruhestörung mit einem Verweis bestraft“ im „Studien- und Sittenzeugnis der Universität Heidelberg“ entdeckten.

„Böswilliges Geschrei“ — das Bagatellvergehen als schwarzer Fleck auf sonst blü-

tenweißer Weste — zeigt, auf welcher seligen Insel Roquette und seine Freunde sich bewegten. Wenig kümmerte sie das ringsum brodelnde Weltgeschehen. Die Mißstände im öffentlichen Leben, die Verfolgung der freimütigen Presse nahmen sie als wohlinformierte Zeitungsleser zwar zur Kenntnis, und sie diskutierten eifrig über Liberalismus und Monarchie; aber mangels eigener Antworten auf die drängenden Probleme der Zeit fühlten sie sich zu irgendwelchen Aktionen weder veranlaßt noch befugt. „Unser Versuch, es recht gründlich zu nehmen, und Dahlmanns Buch ‚Die Politik‘ zu lesen, scheiterte erst recht, weil wir mit der Theorie nichts anzufangen wußten.“<sup>38</sup>

Das Wintersemester näherte sich dem Ende, man gab sich den Freuden der ungewöhnlich schönen Februartage hin, und Roquette bearbeitete auf Wunsch seines Freundes Moritz Bardeleben in Gießen eine Auswahl seiner Gedichte zur Veröffentlichung in dessen „Frühlingsalmanach“. Wenn etwas die Stimmung trübte, so war es die bevorstehende Trennung des Freundeskreises. Am 24. Februar 1848 fand in Ziegelhausen der Abschiedskommers statt, zu dem Roquette sein „Abschiedslied“ schrieb, das in das Textblatt des Liedprogramms aufgenommen wurde und somit das Erste war, was überhaupt von ihm gedruckt erschien: „Wie soll ich diese Stunde nennen, / So heiter und so ernst zugleich“, zu singen auf die Melodie „Sind wir vereint zur guten Stunde“. Der spätere Justizrat in Hirschberg (Schlesien), Otto Wiester, bewahrte das Blatt auf und konnte es noch im August 1886 bei der Feier zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg dem Dichter vorzeigen.

Einige Anklänge an die gespannten Zeitverhältnisse — wie die Zeilen „Gegrüßet seid in edlem Zorne, / Die ihr gekrönter Willkür flucht!“ — sind nach Roquette „ganz unwillkürlich“ hineingeraten. „Keine Ahnung hatten wir von dem, was die nächste Zeit, die folgenden Tage schon, bringen sollten, und gar was an diesem 24. Februar bereits in der Welt vorging.“ Verdutzt schauten sie einander an, als sie bei der Rückkehr von Ziegelhausen anderntags die Stadt in heller Aufregung fanden wegen der Neuigkeiten aus Paris: Revolution — Barrikaden — Flucht des Königs mit seiner Familie! Jetzt erst interessierten sie sich für die Hintergründe und Zusammenhänge. Begierig lauschten sie in den nächsten Tagen den Erklärungen der Professoren Häusser und Hagen, die vom Katheder aus zur Ruhe mahnten. Verwirrt fühlten sie sich zwischen den Phrasen der Volksredner und den Argumenten ihrer Lehrer gegen scheinbar überzeugende Forderungen hin- und hergerissen. Sie wohnten am 26. März der Volksversammlung mit Teilnehmern aus ganz Baden im Schloßhof bei, verfolgten die Eskalation des Parteigezänks in der Stadt und erlebten, wie Heidelberg mit Gervinus, Häusser und Mittermaier zum „Hauptherd der Bewegung“ wurde. Von anderen Verbindungen gedrängt, mit ihnen für die Ausrufung der Republik einzutreten, erklärte sich die Teutonia für aufgelöst, um Streitigkeiten aus dem Weg zu gehen. Die wenigen noch in Heidelberg verbliebenen Verbindungsbrüder schlossen sich der Bürgerwehr an, lernten exerzieren, zogen auf Wache und patrouillierten nachts durch die Straßen. Vom gitarrespielenden Ruhestörer zum nächtlichen Wächter der Stadt — welche Wandlung. Lola Montez aus München vertrieben, der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich auf der Flucht nach England; die „Märztage“ in Berlin, am 20. März die Abdankung König Ludwigs I. von Bayern

und am 31. März die Versammlung des Vorparlaments unter dem Vorsitz von Mittermaier in der Frankfurter Paulskirche: Während sich das Wintersemester 1847/48 dem Ende zuneigte, stand Europa an einem Wendepunkt seiner Geschichte. Statt in die Hörsäle der Universität strömten die Studenten jetzt ins Museum, wo Professor Morstadt zu bestimmten Tageszeiten die Ereignisse auf seine Weise kommentierte und selbst die gleichgültigsten Zeitungsmeldungen durch Zwischenbemerkungen seines haarsträubenden Humors zum Lacherfolg machte. Als seriöse Informationsquelle schätzten sie die von Gervinus mit Häusser, Höfken, Mathy und Mittermaier 1847 gegründete „Deutsche Zeitung“ am höchsten — etwas „Vornehmeres“, nach Form und Inhalt jedoch viel zu vornehm für diese Zeit, „als daß die Politik der Herausgeber gegen das Massengeschrei hätte aufkommen können“.<sup>39</sup>

Eines Nachmittags traf Roquette auf der Hauptstraße völlig unvermutet seinen Vater. So groß wie das Erstaunen des Jüngeren war die Erleichterung des Älteren, der auf der Suche nach dem Sohn überall vergeblich nach der Kneipe der „Kimbern“ gefragt hatte. Er kam aus Frankfurt a. Main, wo er im Vorparlament die Stadt Bromberg vertrat. Ins Gespräch vertieft, begaben sich beide bei einsetzendem Regen in den „Holländischen Hof“, wo Louis Jean Roquette abgestiegen war. Bald brachte dieser die Rede auf die Wahl des künftigen Studienortes, und man einigte sich auf Berlin, da Heidelberg unter den gegebenen Umständen keine Gewähr für ein ruhiges Studium bot. Nachdem Otto die Frage nach seinen Schulden zur Freude des Vaters negativ beantwortet hatte, trennten sie sich am Abend mit der Vereinbarung, am nächsten Tag ein gemeinsames Besichtigungsprogramm zu absolvieren und am darauffolgenden Morgen abzureisen.

Wenige Stunden nur zur Erledigung der Formalitäten und zum Abschiednehmen! Aubert, den er noch am späten Abend erreichte, der als einziger des Freundeskreises sein Studium in Heidelberg fortsetzen würde, versprach seine Hilfe bei der „akademischen Angelegenheit“, der Exmatrikulation. Am anderen Morgen war Roquette schon vor fünf Uhr gerüstet, um noch einmal nach Handschuhsheim zu wandern. Beim Ochsenwirt sahen die Mädchen dem zu ungewohnter Stunde Eintretenden sofort an, daß es Abschiednehmen hieß. Er überreichte ihnen seine Silhouette zum Andenken. Für ein paar Minuten setzte man sich noch zusammen, sprach von einem Wiedersehen, an das man doch eigentlich kaum glaubte, und nach herzlichem Händedruck ringsum brach er auf, von der Felix mit ihren Geschwistern ein Stück weit begleitet. Anschließend unternahm er mit dem Vater einen Rundgang durch das Schloß sowie nachmittags einige Wege zu ihm lieb gewordenen Stätten — wenn auch längst nicht zu allen, denen er gerne ein Lebewohl gesagt hätte. Als beide am Reisetag im Eisenbahnwagen saßen, hielt Otto nicht ohne Wehmut Rückschau auf das so abrupt beendete glückliche Jahr. Doch zum Trost konnte er sich sagen, daß die Zeit in Heidelberg gut angewendet war, trotz geselliger Zerstreuungen, Wanderungen, Naturgenuß und jugendlicher Späße. In seine Studien war Methode gekommen, ein großes historisches Material hatte sich angesammelt; eine historische Tragödie war fertig, das „Rheinlied von Waldmeisters Brautfahrt“ zum großen Teil vollendet und nicht geringe Stücke vom „Gevatter Tod“ bearbeitet. Dazu kam eine schöne Liederernte. „Das waren Dinge, die ich nun schon nicht mehr als Nebensache in

meiner Lebensaufgabe betrachtete.“

Otto Roquette studierte nach dem Berliner Semester in Halle a. d. Saale, wo er am 27. Mai 1851 den Doktor- und Magistergrad erlangte, nachdem im April kurz hintereinander sein Roman „Orion“ und „Waldmeisters Brautfahrt“ im Druck erschienen waren.<sup>40</sup> Der weitere Lebensweg führte ihn über Berlin, Dresden und nochmals Berlin schließlich 1869 als Professor für deutsche Literatur und Geschichte an das Polytechnikum in Darmstadt, wo er am 19. April 1894 hochgehrt mit dem siebzigsten Geburtstag zugleich das Silberjubiläum dieses Postens beging. In Darmstadt starb er am 18. März 1896 im Alter von nahezu 72 Jahren.

Wie ein roter Faden durchzieht „Waldmeisters Brautfahrt“ sein Leben; das Jugendwerk brachte ihm frühen Ruhm, verstellte aber auch späteren Arbeiten den Weg. Gedichte, Novellen, Romane in Hülle und Fülle, zahlreiche literarhistorische Veröffentlichungen, die Biographie des Malers Friedrich Preller und der Text zu Franz Liszts Oratorium „Legende der heiligen Elisabeth“, darunter einiges von ihm selbst besonders hoch geschätzt<sup>41</sup> — nichts konnte sich in der Gunst des Publikums mit jenem planlosen „Flickwerk“ messen, das es bis zum Tode des Verfassers auf 68 Auflagen brachte<sup>42</sup>, seinen Namen bis nach Mexiko trug und teilweise in Musik gesetzt um die Welt ging. — „Waldmeister“ hörte er sich sogar von seiner späteren Landesherrin, der Großherzogin Alice von Hessen nennen; und der Waldmeister-Refrain „Noch ist die blühende goldene Zeit, / Noch sind die Tage der Rosen!“ schob ihn unerbittlich in die Rolle des ewig heiteren Jünglings. Bitter bemerkt Roquette in seinen Erinnerungen: „Das Publikum tut selbst alles, um einem Dichter einen glücklichen Wurf zu verleiden.“<sup>43</sup> Maibowle mußte er trinken, bis sie ihn als ein „ganz entsetzliches Gebräu“ anwiderte; und das Gedicht, auf dessen Ton und Richtung man ihn festzulegen suchte, wurde ihm „unbequem, ja geradezu hinderlich“.

Eins aber behielt auch für ihn den unvergänglichen Schimmer von Jugend und Frohsinn: Heidelberg — Inbegriff seines Dichterfrühlings — mit Handschuhsheim, dem „Roten Ochsen“ und der „Margreth am Thore“. Ihr Lied, vielfach von „berufeneren Kräften in Musik gesetzt“, mußte er im Lauf des Lebens oft zum besten geben, und sie, die Felix, hat er bei Aufenthalt in der Neckarstadt immer wieder gesehen und begrüßt. Noch nach vierzig Jahren fand er sie im Äußeren kaum verändert, von gleichem Wesen und treuen Gedächtnis für die Freunde von einst. Felicitas Brunner überlebte ihren Sänger um vier Jahre und starb nach kurzem Leiden im Alter von 74 Jahren am 27. März 1900.

## Anmerkungen:

(Zitate werden — Eigennamen und Werktitel ausgenommen — orthographisch der heutigen Schreibweise angepaßt.)

- 1) Otto Roquette: Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens. 2 Bde. Darmstadt 1894. — Hier: I, 18 f.
- 2) Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 20f., 35 ff., 42 f., 49 f.; ebd., I, 12 ( Familie des Großvaters).

- 3) Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 56-59.
- 4) O. R.: Siebzig Jahre, I, 58.
- 5) O. R.: Siebzig Jahre, I, 81 f.
- 6) O. R.: Siebzig Jahre, I, 84.
- 7) O. R.: Siebzig Jahre, I, 87-101.
- 8) Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 133-146.
- 9) O. R.: Siebzig Jahre, I, 144 ff. — Das Folgende ebd., I, 146-150.
- 10) O. R.: Siebzig Jahre, I, 149.
- 11) O. R.: Siebzig Jahre, I, 150 ff. — Das Folgende ebd., I, 153 ff., 170 ff.
- 12) O. R.: Siebzig Jahre, I, 156 f. — Das Folgende: 157 ff.
- 13) O. R.: Gedichte. Des Liederbuches zweite, durchaus veränderte und vermehrte Auflage. Stuttgart 1859, IV (Zitat: aus der Einleitung „An den Leser“). — O. R.: Liederbuch. Stuttgart und Tübingen 1852, 232. (Abschiedslied). — Vgl. beide, passim. — Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 159; II, 107 f., 147 f. (Selbstkritik).
- 14) O. R.: Siebzig Jahre, I, 177 ff.; II, 160, 207 f.; I, 209.
- 15) O. R.: Siebzig Jahre, I, 178-181. — Zu Mertens vgl. Die Matrikel der Universität Heidelberg, bearb. u. hrsg. von Gustav Toepke. VI: 1846-1870. Heidelberg 1907, 7. — Die im Folgenden dargestellte Heidelberger Zeit: O. R.: Siebzig Jahre, I, 182-234.
- 16) O. R.: Siebzig Jahre, I, 183.
- 17) O. R.: Siebzig Jahre, I, 184.
- 18) Die Matrikel der Universität Heidelberg, VI, 39 (Aubert s. ebd., VI, 41). — O. R.: Siebzig Jahre, I, 186, schreibt, er sei schon in die philosophische Fakultät aufgenommen gewesen, als er noch bei den Juristen hörte. — Im Adreßbuch der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, SS 1847, 22, und WS 1847/48, 22, wird er unter „Cameralia“ geführt.
- 19) O. R.: Siebzig Jahre, I, 188. — Das Folgende ebd. — Über Morstadt ausführlich Georg Weber: Heidelberger Erinnerungen. Stuttgart 1886, 229-234.
- 20) Adreßbuch der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, SS 1847, 22 (Roquette); Aubert ebd., 9. — Vgl. zu den Vermietern: Adreß-Kalender sämtlicher Bewohner der Stadt Heidelberg für 1846 (5. Jg.), 32 (Beck), 35 („Busemer“); vgl. 1848 (6. Jg.), 26, 30.
- 21) O. R.: Siebzig Jahre, I, 189 f. — Das Folgende ebd., I, 191 ff. — Zu Roquettes „Volksliedern“ vgl. (Mary) Elizabeth Marriage: Volkslieder aus der badischen Pfalz. Halle a. d. Saale 1902, 373 f.
- 22) Zur Familie Brunner vgl. Martin Jordan: Die Handschuhsheimer vor 1900: Ortssippenbuch von Heidelberg-Handschuhsheim. Heidelberg 1988. (Deutsche Ortssippenbücher: Reihe B; 53) (Badische Ortssippenbücher; 56), 61, Nr. 504. — Die Felix geb. am 1.8.1825. — Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 193-197.
- 23) O. R.: Siebzig Jahre, I, 195. — Zum Folgenden ebd., I, 194. (Ausspann = Einkehr für Fuhrleute mit Wagen und Pferden.)
- 24) O. R.: Siebzig Jahre, I, 195.
- 25) Emil Reimold: Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim. Heidelberg [1936], 62 ff.
- 26) O. R.: Siebzig Jahre, I, 197. — „Margreth (Margret) am Thore (Tore“: O. R.: Liederbuch (vgl. Anm. 13), 14 f.; O. R.: Gedichte, 18 f.; Friedrich Baser: Das musikalische Heidelberg seit den Kurfürsten. Heidelberg 1934, 38 f.
- 27) Zu Heyck, 1892-1896 Professor in Heidelberg, vgl. Manfred Krebs: Eduard Heyck †. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 94 (1942), 288. — Hans Heyck: Zum Andenken an Prof. Dr. Eduard Heyck. In: Der Convent. Akademische Monatsschrift 5 (1954), 94 ff.; hier: 94. — Das Folgende: Eduard Heyck: Die Felix in Handschuhsheim. Ein Heidelberger Kulturbild. In: Burschenschaftliche Blätter,

6. Jg., WS 1891/92 (1891), Nr. 3, 49-54 (= T.1); hier: 49 f.; und Nr. 4, 73-77 (= Schluß) hier: 73; Auszüge hieraus: (Ohne Verf.): Die Felix: Wirtin zum „Roten Ochsen“ in Handschuhsheim. In: Hendsemer Kerwe: Festschrift. Hrsg.: Stadtteilverein Handschuhsheim. Heidelberg 1988, 61-67; hier: 63, 67 (= [W.] Hoenninger: Felicitas Brunner („die Felix“), die Wirtin vom „Roten Ochsen“ in Handschuhsheim. In: Kurpfälzer Jahrbuch 1 (1925), 36-43; hier: 39, 42. - Freundlicher Hinweis von Herrn Eugen Holl, Handschuhsheim.
- 28) O. R.: Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen. 18., unveränd. Aufl. Stuttgart und Augsburg 1857, 1f.
- 29) Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 198 ff. — Die Orte der Reiseroute teilweise erwähnt in O. R.: Waldmeisters Brautfahrt, 90 f. — Zu Leo vgl. Die Matrikel der Universität Heidelberg, VI, 37.
- 30) O. R.: Siebzig Jahre, I, 201 f. — Das Folgende ebd., I, 203 f.
- 31) O. R.: Siebzig Jahre, I, 205 f.
- 32) Adreßbuch der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, WS 1847/48, 22 (Roquette); ebd., 9 (Aubert).- Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, 206 f.
- 33) O. R.: Siebzig Jahre, I, 207 f. — Das Folgende ebd., I, 208 ff. — Zu Flemming vgl. Die Matrikel der Universität Heidelberg, VI, 19.
- 34) Adreß-Kalender sämtlicher Bewohner der Stadt Heidelberg für 1848 (6. Jg.), 22, 38. — O. R.: Siebzig Jahre, I, 210 f. — Das Folgende ebd.; zu Bassermann, Theaterkomitee, vgl. Lothar Gall: Bürgertum in Deutschland. Berlin 1989, 277.
- 35) O. R.: Siebzig Jahre, I, 212. — Das Folgende ebd., I, 212-215.
- 36) O. R.: Siebzig Jahre, I, 217. — Das Folgende ebd., 215 ff. (Literaturstudien); 218-221 (Streiche).
- 37) O. R.: Siebzig Jahre, I, 220. — Das Folgende nach freundlicher Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Roquette, Gauangelloch, dem ich an dieser Stelle auch herzlich für die Überlassung des Porträts zur Veröffentlichung danke.
- 38) O. R.: Siebzig Jahre, I, 218. — Das Folgende ebd., I, 221-224. — O. R.: Liederbuch, 232 ff. - Zu Wiester vgl. Die Matrikel der Universität Heidelberg, VI, 8. — Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, 224 ff.
- 39) O. R.: Siebzig Jahre, I, 224-230. — Zu der Volksversammlung vgl. Herbert Derwein: Heidelberg im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Heidelberg 1958. (Neue Heidelberger Jahrbücher NF 1955/56, 73 f. — Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 230 ff.
- 40) O. R.: Siebzig Jahre, I, 298 f. — Aus der Fülle biographischen Materials (überwiegend zum 70. Geburtstag 1894 und im Todesjahr erschienen): [Dietz]: Otto Roquette. In: Burschenschaftliche Blätter, 4. Jg., SS 1890 (1890), 182-184 (mit Porträt und Silhouette). — Ludwig Fränkel: Otto Roquette. In: Biographische Blätter. Jahrbuch für lebensgeschichtliche Forschung. Hrsg. von Anton Bettelheim. II (1896), 397-411; Auszug in: Allgemeine deutsche Biographie 53 (1907), Nachdruck 1971, 469-478. — Biographischer Abriss in: Deutsches Literatur-Lexikon: biographisch-bibliographisches Handbuch, begr. von Wilhelm Kosch. Hrsg. von Heinz Rupp. 3., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 13 (1991), 265 f.
- 41) Vgl. O. R.: Siebzig Jahre, II, 142 f. (Historische Tragödie „Sebastian“, 1863); II, 238 f. (Roman „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft“, 1878).
- 42) L. Fränkel: Otto Roquette. In: Allgemeine deutsche Biographie 53 (1907), 472. — Das Folgende: O. R.: Siebzig Jahre, I, 313 (Vertonung); II, 243 (Mexiko); II, 185 (Großherzogin Alice von Hessen). — Zur Vertonung auch L. Fränkel: Otto Roquette, in: Biographische Blätter II (1896), 400 ff.
- 43) O. R.: Siebzig Jahre, II, 321. — Das Folgende ebd., I, 319 f.; 197. — Zum Tod der Felix vgl. [W.] Hoenninger: Felicitas Brunner. In: Kurpfälzer Jahrbuch I (1925), 42 f.; Hendsemer Kerwe 1988, 67 (vgl. Anm. 27).